



OLAF OBSOMMER

SICK *Life*

**EIN LEBEN
ALS EXTREM-
SPORTLER UND
FILMEMACHER**

LINE

**Meine Abenteuer mit
Kajak und Kamera auf den
Wildwassern der Welt**

**CON
BOOK.**



**CON
BOOK.**

© Conbook Medien GmbH, Neuss, 2022
Alle Rechte vorbehalten.

www.conbook-verlag.de
www.instagram.com/conbook_verlag
www.facebook.com/conbook

Co-Autorin: Petra Münzel-Kaiser

Lektorat: Kanut Kirches

Einbandgestaltung: Birgit Kohlhaas, kohlhaas-buchgestaltung.de, unter Verwendung von Bildern von Michael Neumann (Cover oben) und Jens Klatt (alle anderen Bilder)

Layout: David Janik

Bildnachweise:

Jens Klatt: S. 8, 9, 34, 35, 36, 41, 43 (obere 3 Fotos), 45, 46, 49 (oben & Mitte), 51, 52, 53, 62, 63, 108, 109, 110, 111, 112, 113, 114, 115, 116, 119, 120, 121, 122, 126, 127, 128, 129, 130, 131, 132, 133, 135, 136, 137, 147, 148, 149, 150, 151, 152, 153, 158, 159, 161, 162, 164, 166, 167, 170, 171, 172, 175, 179, 181, 182, 183, 184, 185, 186, 188, 202, 203, 204, 205, 208, 209, 211, 212, 213, 214, 215, 236, 237, 238, 239, 242, 243, 244 • Manuel Arnu: S. 30, 31, 48 (unten), 55, 85, 86, 87, 89, 90, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100, 102, 103, 104, 105, 106, 107, 154, 157 • Michael Neumann: S. 22, 23, 38, 218, 219, 221, 222, 223, 224, 236, 237 • Moritz Schäfer: S. 42 (2. von unten) • Markus Beihofer: S. 26 • Erik Boomer: S. 48 (oben & Mitte), 226 (unten), 227 (Mitte), 228, 229, 230, 231 • Darin McQuoid: S. 47, 49 (unten), 216, 225 • Liselotte Obsommer: S. 10, 11, 12, 14, 15 • Horst Fürsattel: S. 24 (unten) • Hans Memminger: S. 24 (oben & Mitte) • Holger Machatschek: S. 25 • Stefan Steffel: S. 40 • Florian Zaczek: S. 43 (unten) • Jared Meehan: S. 73, 74, 75, 76, 77, 79, 80, 81, 83, 83, 84, 125, 138, 141, 142, 144, 145, 146 • Tomass Marnics: S. 143 • Olaf Obsommer: S. 189, 190, 193 (rechts), 194 (oben & Mitte), 195, 198 • Jochen Lettmann: S. 193 (links), 194 (unten), 196, 197, 200 • Timo Köster: S. 226 (oben) • Philip Baues: S. 227 (oben & unten)

Druck und Verarbeitung: Florjančič tisk d.o.o., Slowenien

ISBN 978-3-95889-434-1
894341 01 22 7

Die in diesem Buch dargestellten Zusammenhänge, Erlebnisse und Thesen entstammen den Erfahrungen und/oder der Fantasie des Autors und/oder geben seine Sicht der Ereignisse wieder. Etwaige Ähnlichkeiten mit lebenden Personen, Unternehmen oder Institutionen sowie deren Handlungen und Ansichten sind rein zufällig. Die genannten Fakten wurden mit größtmöglicher Sorgfalt recherchiert, eine Garantie für Richtigkeit und Vollständigkeit können aber weder der Verlag noch der Autor übernehmen. Lesermeinungen gerne an feedback@conbook.de

OLAF OBSOMMER

PETRA MÜNDEL-KAISER

SICK *Life*
LINE

**Meine Abenteuer mit
Kajak und Kamera auf den
Wildwassern der Welt**

INHALT

Kein Weg für mich 7

SICK

Rhein, Wupper, Erft – und dann? 10

Go Big or go home 15

Aufbruch zum Flussgott 24

Life

WG of Legends 36

adidas SICKLINE 45

Zucker für die Augen 53

LINE

Shire, Kitoy, Euphrat – Kompetenz, Leidenschaft und Timing 64

Isertoq, Lomsdalen, Öztaler Ache – Offen und ehrlich 92

Goðafoss, Ashan, Rio Agua Azul – Stiller Leader 127

Indus, Cannobino – Post ans Glück 156

Rio Claro, Tsangpo, Bike2Boat – Frei. Spritzig. Froh. 184

Stikine, Muksu, Eistobel – Wirklich schlimm ist nicht mal der Tod. 218

.

Dein Weg für dich 240

Danksagung 244

KEIN WEG für mich

»Herr Müller?« Ich hatte mich zu dem zusammengesunkenen Mann im Rollstuhl heruntergebeugt. Er war erst vor kurzem in die Alten- und Pflegeeinrichtung gekommen, in der ich als Altenpflegehelfer arbeitete.

Alt war Herr Müller noch nicht: Gerade mal 62 Jahre, sagte seine Patientenakte. Ein Schlaganfall hatte ihn aus seinem bisherigen Leben gerissen. Er war Geschäftsführer eines großen Unternehmens gewesen – bis zu dem Tag, als es passierte.

Sein Gehirn war deutlich in Mitleidenschaft gezogen. Laufen ging nicht mehr, Sprechen auch nicht so richtig, nur Nuscheln. Seine linke Gesichtshälfte war gelähmt.

Herr Müller hob den Kopf und sah mich aus stumpfen Augen an.

»Ich bringe Sie jetzt zum Duschen«, sagte ich freundlich. »Oder erwarten Sie innerhalb der nächsten Stunde Besuch?«

Er seufzte und schüttelte kaum merklich den Kopf. Herr Müller bekam auffallend wenig Besuch. Seine Familie schien sich nicht wirklich für sein Schicksal zu interessieren.

»So habe ich mir das nicht vorgestellt.« Langsam und undeutlich kamen seine Worte. Spucke lief ihm aus dem linken Mundwinkel. »Ein Leben lang habe ich nur gearbeitet. Und im Ruhestand wollte ich dann endlich das Leben genießen.«

Eine Träne rann seine linke Wange herunter und vermischte sich mit der Spuckespur.

Stumm und mitfühlend strich ich Herrn Müller über den Arm.

Und während ich ihn in Richtung Badezimmer schob, dachte ich: ›Das ist kein Weg für mich. Ich möchte leben. Jetzt.«

S

I



A full-page image with a red color cast. The background shows a landscape with a rocky, uneven foreground and a hazy, distant horizon. Overlaid in the center are two large, white, bold Cyrillic characters: 'С' on the left and 'К' on the right.

С К

RHEIN, WUPPER, ERFT – und dann?

Die ersten ent-
spannten Jahre
am Beyenbur-
gerstausee: 1971
zum ersten Mal
im Boot, danach
mit Papa Nikolaus
Obsommer eine
Runde Knacken.



An meine Anfänge auf dem Wasser erinnere ich mich nicht. Kann ich gar nicht, denn da war ich noch im Bauch meiner Mutter.

Sie war im Januar 1970 mit meinem Vater auf dem Rhein beim Wanderpaddeln unterwegs, jeder der beiden in einem Einer-Kajak. Meinen vier Jahre älteren Bruder Lutz hatten sie bei den Großeltern gelassen. Bang war meiner Mutter bei diesem winterlichen Ausflug nicht, auch wenn sie schwanger war: Als westdeutsche Meisterin im Kanurennsport der Jahre 1958/59 saß sie bombensicher im Boot.

Den Leistungssport hatte sie da aber schon aufgegeben. Nur ab und zu war sie noch mit einer Freundin bei Hobby-Rennen im Zweier unterwegs, so zum Spaß. Aber sie hätten es gern gesehen, wenn ihre Kinder auch in den Rennleistungssport eingestiegen wären. Bei Lutz hatten meine Eltern deshalb noch aufmerksam verfolgt, ob er darauf Lust bekam. Bekam er aber nicht. Bei mir versuchten sie es gar nicht erst. Ich glaube, das war gut so.

Stattdessen verbrachten sie mit uns ganz gemütlich fast jedes Wochenende und oft die ganzen Ferien auf dem Vereinsgelände der Wuppertaler Paddler Gilde. Das liegt direkt am Beyenburger Stausee, wo die Wupper auf einen guten Kilometer aufgestaut ist. Damals wie heute durften die Vereinsmitglieder dort ihre Wohnwagen auf die Wiese stellen.

Diese Grünfläche spielt in meiner frühesten Erinnerung an diese Zeit eine wichtige Rolle, denn unser Wohnwagen stand ganz an deren Ende. Das war furchtbar, denn es bedeutete: Wann immer ich vom Wohnwagen zum Wasser oder zurück marschierte, musste ich an den Wohnwagen der Altvorderen des Vereins vorbei. Die saßen – statt aufs Wasser zu gehen – viel lieber in den

Klappstühlen vor ihren Wohnwagen und zischten ein Bierchen. Und alle erwarteten, dass ich beim Vorbeigehen »Hallo« sagte.

Weil ich aber so schüchtern war, fühlte sich diese Hallo-Parade wie ein Spießrutenlauf an. Hätte mir einer damals prophezeit, dass ich später Vortragsredner werden würde, dem hätte ich ihm garantiert den Vogel gezeigt – wenn ich mich getraut hätte.

Auch meine Anfänge als Paddler waren nicht so vielversprechend.

Die Wupper in Gummistiefeln

In den 1970er Jahren wurden wir Kinder in Gummistiefeln ins Boot gesetzt. Heute stehen einem die Haare zu Berge, wenn man das hört, aber damals war das eben so. Prompt hing ich einmal mit den Stiefeln im Boot fest, als ich auf dem See mit den großen Kindern Kanupolo spielte und kenterte. Ich war nicht lange unter Wasser, vielleicht zehn Sekunden, aber in dem Alter fühlt sich das wie eine Ewigkeit an. Seitdem hatte ich Angst auf dem Wasser.

Aber noch waren wir mit meinen Eltern ja nur als Wanderpaddler unterwegs. Da bestanden die größten Herausforderungen darin, Bäume, die in den Fluss gefallen waren, zu umschippern, Wehre zu umtragen und Weidezäune rechtzeitig zu erkennen, die Bauern quer über den Fluss gespannt hatten. Mehr Aufregung war nicht.

Auf dem Beyenburger See wurden meine Kreise dann aber doch langsam größer. Mit sieben Jahren paddelte ich schon mit Lutz und den anderen Zehn- und Elfjährigen zu den so genannten Gardinen hoch. Das war ein Fallwehr von vielleicht drei Metern Höhe, über das Wasser wie ein Vorhang hinabfiel. Unterhalb gab es eine Stelle, die ich als Stromschnellen in Erinnerung habe. Wahrscheinlich waren es gerade mal vier Steine mit Kehrwasser dahinter, aber das reichte uns Kindern, um stundenlang Kehrwasserfahren zu üben. Rein, raus, rein, raus.



Schon früh auf der Suche nach Action statt Wanderpaddeln: Training an der Wupper bei Dahlerau 1981.

Action mit Halbgöttern

Mit den Jahren hatten mein Bruder und ich die Nase voll von dem gemütlichen Stausee, wir waren hungrig nach Action. Der Wuppertaler Kanu-Club aber war damals von einer Generation geprägt, die das Paddeln nur noch als Vorwand nahm, sich am Wochenende zu treffen und ordentlich einen hinter die Binde zu kippen. Das wurde sogar meinen Eltern zu langweilig. Sie waren deshalb nicht schwer zu überreden, mit uns zum KC Hilden zu wechseln.

Beim KC Hilden gab es nicht nur eine aktive Wanderpaddler-Abteilung, sondern auch richtige Wildwasser-Übungsleiter. Die hatten eine Ausbildung

vom Deutschen Kanu-Verband und Spaß daran, Kindern und Jugendlichen spielerisch etwas beizubringen. So etwas hatte es am Beyenburger See nicht gegeben. Lutz und ich waren happy.

Wir beide schauten zu diesen Übungsleitern auf, denn die konnten von eigenen Erfahrungen auf Wildwasser in der Eifel und darüber hinaus berichten. Sie waren für uns so etwas wie Halbgötter. Und manche gaben sich auch so.

Das Heimatgewässer des KC Hilden war zwar auch »nur« der Elbsee, ein Baggersee an der Stadtgrenze, aber das reichte vollkommen, um die Technik der Grundschläge wie Bogenschlag und Ziehschlag zu lernen. Und am Wochenende ging es dann an die Erft.



Warm und wild

Von Natur aus ist die Erft ein unspektakulär dahinplätschernder Wiesenfluss wie viele andere auch. Er wäre in Paddlerkreisen nicht der Rede wert, wenn nicht für den Braunkohleabbau in der Gegend jede Menge Grundwasser abgeleitet werden müsste. Das fließt seit den 1960er Jahren alles in die Erft. Deshalb führt sie das ganze Jahr richtig viel Wasser – doppelt so viel wie der anspruchsvolle Olympiakanal der Wildwasser-Strecke in Augsburg. Da ist also richtig was los.

Was noch dazu kommt: Das Wasser ist das ganze Jahr warm. Denn mit dem Wasser werden zuvor die Kühltürme der nahen Kohlekraftwerke gekühlt. Der Fluss dampft im Winter richtig. Wenn wir im Winter beim Paddeln kalte Hände hatten, hielten wir sie einfach ins Wasser zum Aufwärmen. So konnten wir das ganze Jahr über auf der Erft trainieren. Und nicht nur wir.

An den Wochenenden waren die Parkplätze rund um die Erft rappellvoll, ein Paddlerauto an dem anderen. Auf dem Fluss verteilte sich das dann, denn die Strecke ist lang. Nur an den Hotspots wie dem Wiesenwehr sammelten sich viele. Dort fanden etliche Jahre Freestyle-Wettbewerbe statt, weil das Wasser an der Stelle eine Walze bildet, in der sich mit einem Boot richtig gut spielen lässt.

Als ich mit dem Paddeln anfang, waren die Boote noch vier Meter lang – mit denen ist es viel schwerer, Tricks zu machen, als mit den kurzen Spielbooten von heute. Aber die Walze am Wiesenwehr war damals so mächtig, dass wir trotzdem so etwas wie einen Überschlag geschafft haben.

An solche Tricks verschwendete ich als Knirps natürlich noch keine Gedanken, vor allem nicht am Anfang. Denn noch hatte ich Angst auf dem Wasser.

Wenn wir mit unseren Übungsleitern die Erft hinunter fuhren, stieg ich vor lauter Angst vor so ziemlich jedem Wehr und jeder Stromschnelle aus und schleifte mein Kajak am Ufer entlang, um unterhalb wieder einzusetzen und

Egal ob im Slalomboot oder im Auto – immer ab in die Fluten: Vereinsausfahrt mit dem KC Hilden an den Perlbach bei Monschau/Eifel.

mit den anderen weiterzupaddeln. Oder ich fuhr mit jemandem Päckchen, das heißt, ein erwachsener Paddler griff nach dem Süllrand meines Bootes und hielt mich fest, während wir gemeinsam diese Stellen runtertrieben. Nur so traute ich mich das.

Der Angst-Knoten

Ich weiß leider den Namen nicht mehr von dem Bekannten meiner Eltern, der sich ganz oft opferte und mit mir Päckchen fuhr. Ich bin ihm heute noch dankbar, dass er mich nicht drängte, allein zu fahren. Er blieb wahnsinnig geduldig.

Ein paar Monate später platzte der Knoten ganz von selbst. Danach war die Angst weg. Ab da fuhr ich alles allein. Ich war in meinem Element.

Lutz und ich waren ab da fast jedes Wochenende mit dem KC Hilden an der Erft. Mein Vater fuhr noch oft mit, weil er selbst ein bisschen ins Wildwasser-Fahren einstieg, meine Mutter nicht. Sie konnte sich nie mit Wildwasser anfreunden. Sie war auch alles andere als begeistert, dass ihre Jungs mit den Jahren immer schwerere Sachen fahren wollten. Sie hatte Angst um uns, war dagegen, während mein Vater uns gehen lassen wollte. Manchmal stritten sie richtig deswegen. Meistens durften wir dann doch gehen. Damals konnte ich meine Mutter nicht verstehen, heute bin ich ihr dankbar, dass sie uns am Ende doch vertraut hat.

Doch die ersten Jahre war von schwerem Wildwasser ohnehin noch keine Rede. Noch war nur die Erft unser Revier. Bis heute kenne ich jeden Stein, jede Welle dort, auch wenn sich manches über die Jahre verändert hat. Die größte Veränderung steht der Erft jedoch erst bevor: Der Tagebau Garzweiler wird verlagert und nicht mehr über die Erft entwässert werden. Sie wird sich zurückverwandeln in einen beschaulichen Wiesenfluss. Nix mehr Paddelparadies vor der Haustür.

Glücklicherweise gibt es auf dieser Welt jede Menge anderer Paddelparadiese. Die kannte ich damals – im Gegensatz zu den Jungs heute – maximal vom Hörensagen. Videos oder Artikel dazu gab es nicht. Das meiste, was ich wusste, stammte von den Geschichten, die sich andere Paddler am Lagerfeuer des Vereins erzählten: von eigenen Heldentaten und von anderen, die angeblich so richtig schweres Wildwasser fuhren. Doch weder bei den Lagerfeuer-Geschichten noch bei den Gerüchten wusste man so recht, was davon wahr war. Auf jeden Fall machte das alles großen Eindruck auf mich. Und ich war übergücklich, als ich 1982 zum ersten Mal selbst ein solches Paddelparadies kennenlernen durfte.

Schlichtweg verrückt

Mein erstes Wildwassererlebnis außerhalb von Deutschland war bei einer Wildwasserwoche des Kanu-Verbandes NRW in Lienz/Osttirol – ein Paddel-

mekka. Klar fuhren wir noch die relativ einfachen Strecken: auf der Isel um Ainet herum, auf der Möll und der Drau. Aber ich leckte Blut.

Vor allem, weil an einem Abend Uli, ein Mitglied des Alpenen Kajak Clubs, vorbeischaute. Der AKC war damals ein sagenumwobener Verein. Er war zehn Jahre zuvor von Holger Machatschek gegründet worden als unkonventioneller Zusammenschluss von Paddlern, die auf schwerem Wildwasser unterwegs waren. Es gab und gibt bis heute keine Satzung, sondern nur das auf zwei Jahre limitierte Präsidentenamt – mit nahezu unbegrenzter Macht. Was dem AKC aber noch viel mehr seinen Sonderstatus in der Paddlerwelt verschafft. Das, was seine Mitglieder paddelten, hielten die meisten Verbands-Paddler für schlichtweg verrückt.

Und jetzt erschien da einer dieser Verrückten persönlich und hatte auch noch einen selbst gedrehten Film dabei.



Über die Grenzen

Uli war im Frühjahr in Korsika gewesen. Nach Einbruch der Dunkelheit zeigte er uns paar Jungs seinen aus der Hand gefilmten, wackeligen Super-8-Film. Für mich war das der totale Wahnsinn. WAS die Leute da paddelten und vor allem WIE sie paddelten – das war so ganz anders als das, was ich bisher aus dem Verein gekannt hatte.

Da dämmerte mir langsam, dass die Fahrtenleiter, die ich bis dahin für Halbgötter gehalten hatte, vielleicht nicht das Maß der Dinge waren. Und dass sie vorrangig das als »verrückt« bezeichneten, was sie selbst nicht in der Lage waren zu paddeln. Denn ich sah ja jetzt den Unterschied.

Keine Frage: Ich habe von meinen Fahrtenleitern beim KC Hilden viel gelernt, besonders von Alfred Kuhr (rechts), der Fahrtenleiter, von dem ich beim KC Hilden am meisten gelernt habe.

Keine Frage: Ich habe von meinen Fahrtenleitern beim KC Hilden viel gelernt, besonders von Alfred Kuhr (rechts), der Fahrtenleiter, von dem ich beim KC Hilden am meisten gelernt habe. Der Taifun von der Firma Prijon war 1982 auf den Markt gekommen und läutete eine Revolution im Wildwasser-Sport ein: aus HTP druckgeblasen und fast unkaputtbar. Vorher waren die Boote aus Glasfaser gewesen, die nach jedem heftigeren Steinkontakt erst einmal repariert werden mussten. Ein neues Level wurde möglich.

Dass Alfred dieses Boot heute noch fährt, ist sinnbildlich für den Stand der Vereinspaddler damals. Sie gaben innerhalb des Vereins weiter, was sie gelernt hatten. Voran trieben sie den Sport nicht. Das taten Paddler wie die vom AKC.

Die gingen über Grenzen. Und das wollte ich auch.

1981 musste ich (links) mich noch ganz schön strecken, um ihm das Wasser zu reichen: Alfred Kuhr (rechts), der Fahrtenleiter, von dem ich beim KC Hilden am meisten gelernt habe.

GO BIG OR go home

Klar bestand mein Leben in jungen Jahren nicht nur aus Paddeln. Ich marschierte erst mal in die Schule, auch wenn die mir, solange ich mich erinnern kann, nie Spaß machte. Ich fand das meiste, was ich da lernen sollte, nutzlos und manches sogar echt daneben. Die Schulzeit habe ich trotzdem in guter Erinnerung, aber mehr, weil wir eine schöne Clique hatten, vor allem in der Realschule.

Ich hatte nämlich auf dem Gymnasium die Versetzung von der siebten in die achte Klasse nicht geschafft wegen Fünfern in Englisch und Französisch. Ich hatte die Wahl: Entweder ich ging auf die Realschule runter oder ich wiederholte die Klasse auf dem Gymnasium – darauf hatte ich aber überhaupt keine Lust. In dieser Zeit hatte ich fast nur ältere Freunde. Und dann sollte ich mit lauter »Kleinen« in eine Klasse gehen? Nee!

Also blieb nur die Realschule, weil dort Französisch nicht versetzungsrelevant war und ich direkt in die achte Klasse einsteigen konnte. Meine Eltern sahen das ziemlich entspannt: »Du kannst immer noch auf das Gymnasium zurück wechseln oder dein Abitur auf dem zweiten Bildungsweg machen.«

Ich hätte von den Noten her tatsächlich am Ende der Realschule auf das Gymnasium gehen können. Ich wollte aber nicht. Ich hatte erst mal die Nase voll von Schule.

Einfach nur schrecklich

Meine Eltern haben mir auch nie vorgeschrieben, was ich mal werden soll. Zumindest nicht direkt. Was sie sich wünschten, bekam ich trotzdem mit: Mehr als einmal erzählten sie mir und meinem Bruder, wie gerne mein Vater Maschinenbau studiert hätte, wenn das Geld dafür da gewesen wäre. So reichte es »nur« für eine Ausbildung zum Maschinenbautechniker. Er hatte es bis zum Produktionsleiter gebracht, aber der Stachel blieb. Und so sollten wenigstens seine Söhne studieren. Ist leider nichts draus geworden.

Da war die Welt an Papas Arm noch in Ordnung: mein Bruder Lutz (rechts) und ich (links).



Nach dem Realschulabschluss wusste ich eigentlich nicht, was ich tun sollte. Aber zum Leben braucht man nun mal Geld. Meinen Eltern oder sonst wem auf der Tasche liegen, das ging gar nicht. Also musste ich irgendwas machen. Dann eben eine Lehre zum Industriemechaniker.

Doch mit Antritt der Lehre begann die fieseste Zeit meines Lebens.

Wir Auszubildenden wurden wie die kleinen Deppen behandelt. Der Meister thronte selbstzufrieden auf seinem Kommandostand hoch über der Industriehalle voller Fräs- und Drehmaschinen und las stundenlang BILD-Zeitung. Und wenn er sich mal herabließ, zu uns runterzukommen, machte er regelmäßig einen von uns zur Minna. Hätte ich nicht schon vorher ein Problem mit Hierarchien gehabt, hätte ich es spätestens in dieser Zeit entwickelt.

Es lag aber nicht nur an diesem Meister, dass ich mich nicht wohl fühlte. Auch die Kollegen waren nicht meine Welt. In den Pausen ließen sie die Schnapsflasche rumgehen und prahlten mit ihren Bums-Geschichten. Andere Gesprächsthemen gab es nicht.

Am Ende der Lehrzeit hätte ich am liebsten gleich aufgehört, aber ich brauchte Geld für die nächsten Reisen. Ich ging also zum Personalchef und sagte ihm, dass ich noch vier Monate arbeiten will. Dann aber würde ich die Fliege machen.

Als er mich fragte, warum ich nicht weitermachen wollte, erklärte ich ihm: »Ich finde es Wahnsinn, bis zur Rente hier vierzig Wochenstunden und mehr zu arbeiten und dann am Wochenende zu kaputt zu sein, um Spaß zu haben.«

Zu meiner Überraschung erwiderte er: »Herr Obsommer, das kann ich verstehen. Ich würde liebend gerne in der Firma die 36-Stunden-Woche einführen. Die Leute könnten vier Tage jeweils neun Stunden arbeiten und dann den Freitag oder den Montag frei haben.«

Und noch überraschter war ich, als er sagte: »Aber das mache ich nicht.«

Nicht meine Welt

»Sehen Sie sie an«, fuhr der Personalleiter fort und wies durch sein Bürofenster nach draußen. Dort schlurften gerade einige der Arbeiter sichtlich lustlos in die Werkhalle gegenüber: »Ich weiß doch, was die dann machen. Die holen sich noch einen Nebenjob für Freitag und Samstag. Und bei uns kommen sie dann Montag morgen müde angekrochen. Warum das alles? Nur, damit sie sich noch größere Alufelgen für ihren Golf GTI oder den noch größeren Fernseher kaufen können. Das sind Facharbeiter, die verdienen leicht genug, um ihre Familien zu ernähren. Aber sie wollen immer noch mehr.«

Er klang bitter, aber ich musste ihm recht geben, denn die meisten meiner Kollegen waren so drauf. Ich sag' ja: nicht meine Welt.

Aber wenn nicht als Industriemechaniker arbeiten, was dann? Das wusste ich nicht. Auf die Idee, irgendwie mit Kajakfahren mein Geld zu verdienen, wäre ich damals nie gekommen. Kajakfahren war mein Hobby. Eines, das ich total gerne machte, in das ich viel Zeit investierte und für das ich Geld brauchte. Also musste ich arbeiten. Am besten etwas, für das man mehr Geld

bekommt, damit man kürzer arbeiten muss und noch Zeit für das Hobby hat. Und mehr Geld bekommt man, wenn man eine gute Ausbildung hat. Okay, dann würde ich eben auf die Fachoberschule gehen, das Abi machen und dann Maschinenbau studieren oder so.

Echt noch mal Schule, obwohl ich damals so froh gewesen war, aus ihr herauszukommen?

1:0 für Pragmatismus

Na ja, ich bin ein schrecklicher Pragmatiker. Ich dachte mir: Das muss halt jetzt. Und das mit dem Abi hat dann auch funktioniert, ich hätte mich umgehend für das Studium einschreiben können. Da war dann nur noch ein kleines Problem: Damals gab es noch die Wehrpflicht. Irgendwann würden sie mich einziehen. Also schaute ich mir den Laden mal an.

Nach einem Info-Wochenende in Bonn war mir klar: Bundeswehr ist nicht mein Ding. Die Vorstellung, dass mich einer zur Schnecke macht, weil ich mein Hemd nicht ordentlich zusammengelegt habe, ging gar nicht. Also verweigerte ich den Wehrdienst.

Zivildienst hieß 1991: 15 Monate in einer sozialen Einrichtung arbeiten. Um Hierarchie-mäßig nicht vom Regen in die Traufe zu kommen, schaute ich mir die verschiedenen Einrichtungen aber lieber vorher an: ein Krankenhaus, das THW, das Rote Kreuz. Aber das waren auch ziemliche Hierarchie-Mühlen. Damit wäre ich nicht klargekommen. Was also stattdessen?

Jemand hatte mir erzählt, dass man bei uns in Haan als Zivi ambulante Altenpflegebetreuung machen kann. Das hörte sich entspannter an, also bewarb ich mich da. Die freuten sich richtig über meine Bewerbung, denn der, den sie zuvor dafür hatten, war vom Stamme »Komm ich heut' nicht, komm ich morgen«. Das ging bei dieser Stelle gar nicht, denn die alten Leutchen waren ja darauf angewiesen, dass zuverlässig jemand vorbeikam. Da mein Vorgänger ein Abiturient frisch vom Gymnasium gewesen war, dachten sie bei mir wohl: »Der hat eine Berufsausbildung abgeschlossen. Der weiß, dass man morgens aufstehen muss, um seine Arbeit zu verrichten.« Also hatte ich den Job.

Und weil die Leute von der Diakonie gemerkt hatten, dass so ein Zivi auch mal im Urlaub oder krank ist, wollten sie die Stelle doppelt besetzen. Sie fragten mich, ob ich nicht noch jemand wüsste. Da Stefan Butz, einer meiner besten Freunde, auch gerade auf der Suche nach einer Zivi-Stelle war, teilten wir uns den Job.

Das war der Anfang einer glorreichen Zeit.

Spaß ohne Idioten

Zum ersten Mal in meinem Leben erfuhr ich: Man kann Spaß an der Arbeit haben und dabei nicht hauptsächlich auf Idioten treffen.

Meine neuen Kollegen waren Gemeindeschwestern. Die nahmen mich zu den alten Menschen mit, um sie zu versorgen. Die Schwestern merkten schnell, dass ich meine Arbeit zuverlässig und ordentlich machte. Bald durfte ich deshalb sehr viel selbstständig tun und allein die Grundversorgung übernehmen. Dieses Vertrauen zu bekommen, war schön. Auch die Leute, die ich pflegte, und deren Angehörige waren voll zufrieden.

Stefan und ich machten diesen Job gerne und taten mehr, als wir mussten. Eine der Omas wollte zum Beispiel so gerne mal wieder über die Grenze nach Holland zum Einkaufen. Ich weiß nicht mehr, was sie dort wollte, aber sie war todtraurig, dass sie nicht mehr selbstständig hinfahren konnte. Also liehen wir uns den Bus der Gemeinde und fuhren mit ihr hin, zusammen mit fünf anderen Omas, die gerne mitwollten.

Wir waren beliebt und galten als super zuverlässig. Ich glaube, das war der Grund, warum sich nie jemand beschwerte, dass wir ab und zu mal morgens mit einer Fahne aufgetaucht sind. Diese Zivi-Zeit war nämlich auch eine ziemlich wilde Zeit.

Spaß ohne Ende

Stefan und ich hatten für die Zeit des Zivildienstes von der Gemeinde mitten in Haan eine Wohnung gestellt bekommen. Die bestand aus einem Riesenraum, in dem wir beide pennten, plus Küche, Bad und Abstellkammer. Das war perfekt für uns, denn im Gegensatz zu heute gab es im Zentrum von Haan damals noch ziemlich viele Bars und Kneipen. Dementsprechend war unser Leben. Und oft ging die Party nach der Sperrstunde bei uns noch weiter.

Außer uns wohnte in diesem Haus nur eine 80-jährige Ordensschwester. Zu unserem und ihrem Glück war sie schon ziemlich taub. Nur ein einziges Mal stand sie – im Nachthemd und ohne Zähne – vor unserer Tür, ob wir nicht ein bisschen leiser sein könnten.

Trotzdem blieb unser Party-Leben nicht unbemerkt: Unter unserer Wohnung befand sich der Gemeindekindergarten. Die Eltern, die morgens ihre Sprösslinge in den Kindergarten brachten, machten große Augen, wenn da eine Horde von Heavy-Metal-Typen in knallengen Jeans und zerrissenen Turnschuhen aus der Eingangstür geschlappt kam.

Die Gemeinde ließ uns dennoch gewähren, weil wir unsere Arbeit immer korrekt machten und uns da absolut nichts zuschulden kommen ließen.

Spaß mit Grenzen

Wir haben es diese 15 Monate echt krachen lassen. Uns war beiden klar: So unbeschwert würden wir das nie mehr tun können. Die Zeit war begrenzt, der Job war nicht schwer und stundenmäßig überschaubar, weil wir uns die Stelle ja teilten. Richtig ballern mussten wir nur, wenn der andere nicht da war. Wir konnten uns über einen gut bezahlten Pizza-Taxi-Service etwas dazu verdie-

nen. Dieses Geld investierten wir zum gehörigen Teil in die Haaner Kneipenszene, der Rest reichte, damit ich weiterhin am Wochenende und im Urlaub paddeln gehen konnte.

Trotz der ganzen Feierei war ich echt fit damals: regelmäßiges Krafttraining, dreimal die Woche Kajaken an der Erft, dreimal kilometerweit joggen, dreimal ambitioniertes Training bei der Handball-Abteilung des Haaner Turnverein 1863 und an den Wochenenden Ligaspiele. Mit dem Handball hatte ich mit sieben oder acht Jahren angefangen. Das machte mir nicht nur wahnsinnig viel Spaß, ich war auch gut: Ich schaffte es bis in die Niederrhein-Auswahl. Da die Spiele immer im Winterhalbjahr waren, vertrug sich das mit meinen Paddel-Wochenenden in der Regel prima.

Stefan war dagegen schon eher der Hänger-Typ. Ich wurde mehr als einmal morgens wach, weil es so nach Zigarettenrauch stank. Das erste, was Stefan morgens machte, war nämlich, sich eine Kippe anzuzünden und wir schliefen ja im selben Raum. Heute ist das für mich unvorstellbar, ich glaube, ich würde ihn gleich erschlagen, aber damals war es schon in Ordnung so.

Der Zivildienst endete im Januar. Mein Plan war, zum Wintersemester in Wuppertal mit Maschinenbau anzufangen. Genug Zeit also, um mir dazwischen noch einen Traum zu erfüllen.

Auf der Suche nach Freiheit

Ich war bis dahin mit dem Kajak viel in den Alpen, auf Korsika und in Norwegen unterwegs gewesen. Aber ich wollte einmal so richtig weit weg. Und seit ich mit 17 Jahren den AKC-Film über die Erstbefahrung des Homathko in Kanada gesehen hatte, wusste ich: Da will ich auch mal hin. Diese ewig langen Straßen, diese Einsamkeit, diese Wildnis – das sah nach Freiheit aus.

Mit Wolfgang, Markus und Michel, drei Paddelfreunden, die ich von der Erft beziehungsweise von gemeinsamen Reisen in den Alpen kannte, wollte ich Kanada und die Flüsse dort erkunden. Weil die drei schon im Beruf standen und nicht so lange weg konnten, verabredeten wir eine vierwöchige Tour. Ich aber hatte Zeit. Also beschloss ich, vorher mit meinen zwei Schulfreunden Fabian und Björn Kanada per Anhalter zu erobern.

Das nötige Geld für diese Reise verdiente ich im Altenheim in Haan: Da ich mit einem guten Zeugnis aus dem Zivildienst kam, nahmen die mich sofort. Nach sechs Monaten hatte ich genug beisammen, es konnte losgehen.

Was ich nicht ahnte: Die Reise wurde zu einem Wendepunkt in meinem Leben.

Auf der Suche nach Abenteuer

Unsere erste Anlaufstation waren die Bowron Lakes: Ein Nationalpark mit vielen, dicht beieinander liegenden Seen. Lothar Vollmer, Vater von Fabians Freundin Steffi, hatte kurz zuvor seine gut gehende Firma in Deutschland

verkauft und war nach Kanada gegangen, um auszusteiern. Er kaufte dort die Becker's Lodge – ein kleines charmantes Gelände mit ein paar einfachen Blockhütten mitten im Bowron Lakes Nationalpark. Aber einmal Geschäftsmann, immer Geschäftsmann. Lothar Vollmer machte aus der Becker's Lodge, was sie heute ist: ein Touristenhotspot, der sich trotzdem Romantik bewahrt hat.

Dort war unsere erste Reisesation. Wir liehen uns einen Canadier, mit dem wir eine ausgedehnte Mehr-Tages-Tour über mehrere Seen hinweg machen wollten. Wir wussten, dass wir mindestens zweimal zwischen zwei Seen auch eine Strecke von drei Kilometern überwinden mussten. Dafür hätten wir einen Bootswagen mitnehmen können. Aber Fabian sagte: »Den nehmen wir nicht. Da fehlt ja das Abenteuer.« Björn und ich sahen uns fragend an, aber wir gaben nach. Leider, denn natürlich mussten wir die Strecke zwischen den beiden Seen dann viermal gehen, weil das beladene Boot viel zu schwer zum Tragen war. Wir transportierten also erst das Gepäck, dann die Boote.

Genauso fragend sahen wir Fabian auch an, als wir in seinem Gepäck eine Schachtel Hakle Feucht entdeckten. So weit ging seine Abenteuerlust offensichtlich nicht, dass normales Klopapier gereicht hätte.

Aber sonst verstanden wir uns richtig gut. Wir hatten auch jede Menge Zeit zum Rumhängen und Quatschen über Gott und die Welt und den Sinn des Lebens – dort an den Bowron Lakes genauso wie auf den zehn Stunden auf der Fähre von Prince Rupert nach Port Hardy im Norden von Vancouver Island oder als wir durch British Columbia bis Vancouver Island trampeten.

Beim Trampen nahmen uns die verrücktesten Leute mit. Viele boten uns Quartier für die Nacht an. Das wäre uns in Europa so nie passiert. Und es begann mir zu dämmern, dass man auch ganz anders leben konnte, als ich es bisher kennengelernt hatte.

Vor allem, als wir in ein so genanntes Peace-Camp gerieten.

Auf der Suche nach Sinn

In dieser Zeit war es in Kanada mit dem Holzfällen echt krass. Da wurde auf riesigen Gebieten »Clear cut« gemacht, das heißt, der gesamte Wald wurde einfach abrasiert. Zurück blieb eine Wüste aus Baumstümpfen. Damit die Öffentlichkeit nicht davon Wind bekam, ließen die Abholzfirnen rechts und links von der Straße breite Anstandsstreifen stehen. Vom Auto aus war das Ausmaß der Zerstörung nicht zu erahnen. Erst mit Hilfe von Satellitenaufnahmen konnte man die Katastrophe erkennen.

Gegen diese radikale Vernichtung hatte sich eine Widerstandsbewegung formiert. Mitten in einem solchen Clear-Cut-Gebiet hatten Freiwillige ein Camp angelegt. Es gab eine Gemeinschaftsverpflegung mit veganer Küche – zu einer Zeit, in der ich vegane Ernährung nur vom Hörensagen kannte. Jeder, der kam, wurde mit Essen versorgt, und wer wollte, konnte etwas dafür spenden. Jeden Abend lief irgendwo Musik, jeder konnte sich überall dazu

setzen. Und jeder konnte erfahren, was für ein Konsum-Wahnsinn hier ablief: Der Großteil des hier geschlagenen Holzes sollte zu Telefonbüchern und Essstäbchen verarbeitet werden. Und dafür all diese Zerstörung?

Jeden Morgen um vier Uhr standen alle, die wollten, auf und bestiegen einen Schulbus. Der fuhr zu einer Straße, wo die Holzfäller erwartet wurden. Die Insassen stiegen aus, um sich dort zu einer Sitzblockade niederzulassen. Das Spiel war immer dasselbe: Die Polizei kam, forderte höflich zum Gehen auf, verbunden mit dem Hinweis, dass alle, die nicht gingen, verhaftet werden würden und mit einer Anklage rechnen müssten. Natürlich blieben alle sitzen. Denn das Ziel der Aktion war, die Justiz zu sprengen. Die Gerichte sollten mit der schiereren Masse der Anklagen überlastet werden.

Auf der Suche nach Sein

Uns Ausländern hatten sie allerdings gesagt, dass wir uns besser nicht verhaften lassen. Nicht weil unmittelbare Folgen drohten – alle Festgenommenen wurden nach ein paar Stunden wieder freigelassen –, sondern weil uns der Eintrag im Pass später mal Schwierigkeiten machen könnte. Fabian, Björn und ich zogen uns also brav zurück und fuhren mit dem Schulbus wieder ins Camp. Und nach und nach kamen auch die anderen wieder eingetröpelt.

Ich war fasziniert: Die Leute im Camp hatten persönlich gar nichts davon, dass sie diesen Widerstand organisierten. Sie lebten sehr einfach, sie brauchten nicht viel, sie legten wenig Wert auf Dinge. Sie lebten so ganz anders, als ich es von Deutschland kannte. Und ich dachte: »So geht es also auch.«

Auch die vier Wochen danach, die ich mit Wolfgang, Markus und Michel verlebte, waren ein einziges Erlebnis von Freiheit. Wir waren in einem viel zu kleinen Rent-a-Wreck-Leihauto unterwegs, mit wenig Informationen zu den Flüssen, aber jeder Menge Entdeckerfreude.

Zum ersten Mal hatte ich das Gefühl: Jetzt bin ich wirklich weit weg von daheim. Ich lernte den Reiz der Anspannung auf solchen Reisen kennen und lieben, wenn man nicht weiß, was als nächstes passiert. Die Weite des Landes, das Autofahren ganz ohne Stress, das Wildcampen, wo immer es schön war – das war ein Gefühl von Freiheit und Ungebundenheit pur. Es war ein echtes »in die Ferne schweifen«.

In Whistler, dem Epizentrum der Outdoorszene damals, stießen wir auf massenhaft Leute, die nur für ihren Sport und draußen in der Natur lebten. Wir trafen Alternative, Hippies, Freigeister aller Art.

Auf dieser Reise las ich Erich Fromms *Haben und Sein*. Dieses Buch, die Menschen mit ihren alternativen Lebensentwürfen, das Gefühl der Freiheit – all das prägte mich sehr. Mir wurde immer klarer: Ich will in meinem Leben lieber sein als haben. Und die Entscheidung, wie ich leben möchte, liegt nur bei mir.



Ich muss euch was sagen

Meine Mutter hatte mich in der Zwischenzeit an der Gesamthochschule Wuppertal für Maschinenbau eingeschrieben – die Frist lief ab, während ich noch in Kanada war. Noch heute erzählt sie mir, wie skurril sie es fand, als Fünfzigjährige in der Schlange mit all den angehenden Studenten zu stehen. Doch als mich meine Eltern vom Flughafen abholten, eröffnete ich ihnen noch im Auto: »Ich muss euch was sagen. Ich werde nicht studieren. Noch nicht wenigstens.«

Ich wollte jetzt leben. Nicht erst in ein paar Jahren oder ab der Rente. Ich hatte bei der Arbeit im Pflegebereich Spaß und konnte genug verdienen, um dieses Leben zu finanzieren.

Meine Eltern trugen meinen Entschluss mit Fassung. Was sollten sie auch anderes tun?

Tatsächlich machte ich es in den nächsten acht Jahren genau so: Wenn ich in Haan war, arbeitete ich als Altenpflegehelfer – und zwar sehr viel. Von meinen 140 bis 180 Arbeitsstunden im Monat ließ ich mir nur die Hälfte auszahlen, lebte in einem kleinen Zimmer in der Einrichtung, hatte kein Auto und verbrauchte auch sonst nicht viel. Die restliche Zeit reiste ich, während meine Anstellung weiterlief, so dass ich weiterhin krankenversichert war. Ja, ich war viel auf Reisen: Costa Rica, Reunion, Kalifornien und immer wieder Norwegen. Das war perfekt für mich.

Viele meiner Kollegen in der Pflege beneideten mich. Vor allem Bar-

bara sagte mir oft: »Olaf, was hast du für ein Leben!« Sie liebte ihren Mann und ihre Kinder, doch hätte sie gerne mit mir getauscht. Noch heute habe ich im Ohr, was sie mir sagte: »Lass dir Zeit mit Familie, die kannst du immer noch kriegen. Den Rest musst du jetzt machen!«

Wenn ein kleiner Altenpflegehelfer auf großer Fahrt Hunger bekommt, kann das zu verzweifelten Taten motivieren: 1996 unterwegs auf den »Seven Tee Cups« des Dry Meadow Creek in Kalifornien.

Es war eine tolle Zeit, auch wenn mir klar war: Ewig würde ich das so nicht machen. Ich sah, wie die Kollegen im Pflegehelfer-Bereich über die Jahre die Freude an ihrem Job verloren. Deshalb gab ich mir maximal zehn Jahre, in denen ich das so spielen wollte. Spätestens dann würde ich daran etwas verändern müssen.

Hinzu kam ein weiterer Grund für Veränderung, den ich so nicht vorhergesehen hatte.

Etwas Großes!

Auf meinen vielen Reisen kam ich in Kontakt mit Paddlern, die damals schon nichts anderes taten, als um die Welt zu reisen und Boot zu fahren. Ich paddelte zu dieser Zeit gemessen an den meisten Hobby-Paddlern sehr gut, aber diese Profis waren klar besser als ich. Logisch, denn ich war ja immer drei Monate am Stück in Haan am Arbeiten und saß nicht im Boot. Um im Kajak die nächste Können-Stufe zu erreichen, musste ich mich entscheiden: Machte ich einfach so weiter und paddelte weiter auf einem ansehnlichen Amateur-Niveau? Oder sorgte ich dafür, dass ich zu den echten Könnern aufstieg, um dann zu sehen, was daraus Großes werden kann? Go Big Oder go home!

Mein alter Spitzname fiel mir ein: Ich war während der Ausbildung und der Fachoberschule viel mit Freunden in Kneipen unterwegs. Wir kickerten, spielten Dart oder Billard. Wir spielten nie um Geld. Wir spielten um Titel.

Denjenigen, der gewann, mussten alle anderen den Rest des Abends mit einem Titel wie »Euer Hochwohlgeboren« oder »Eure Durchlaucht« ansprechen. Durch das Handballspielen war ich zu der Zeit schon ziemlich kräftig, deshalb war mein Titel: Big O.

Dieser Spitzname hat sich über die Jahre gehalten. Und 1998 war die Zeit zu entscheiden, ob ich wirklich Big O werden wollte.



Und immer wieder Norwegen: auf dem Weg im Rondane National Park (oben), bei den Dreharbeiten für meinen ersten Film (Mitte), bei der Erstbefahrung der Tessungsleva (unten).

AUFBRUCH zum Flussgott

In memoriam
eines großen
Kajakfilmponiers:
Hans Memminger.



Einen Flussgott nennen Kajakler den perfekten Wildfluss: einen, der eingebettet ist in eine unglaublich schöne Landschaft und coole Fahrlinien bietet. Das erste Mal, dass ich solche Flussgötter zu Gesicht bekam, war bei den Vorträgen von Hans Memminger und Jürgen Gerlach.

Die Pioniere

In den 1970er und Anfang der 1980er Jahre gab es für Otto-Normal-Paddler kaum Möglichkeiten, Kajakfahrer auf schwerem Wildwasser zu beobachten. Also sind wir zu diesen Vorträgen hingepilgert und waren fasziniert.

Jürgen Gerlach war Kanuslalom-Weltmeister im C1 gewesen. In den Jahren danach war er mit seinem Fotoapparat viel auf harten Flüssen unterwegs gewesen. Das waren großartige Aufnahmen, die er bei seinen Dia-Vorträgen zeigte.

Hans Memminger aber hatte Maschinenbau und Optik studiert und befasste sich beruflich mit der Konstruktion von Filmkameras. Er konnte deshalb schon früh mit 16-mm-Filmen arbeiten: Das machte eine ganz andere Aufnahmequalität möglich als alles, was davor zu sehen war. Und nicht nur technisch war Hans Memminger ein Pionier des Kajaksports. Überall auf der Welt unternahm er spektakuläre Abenteuerreisen, unter anderem in Nepal, Kanada, Alaska, Sibirien und Bhutan. Als erster Mensch bezwang er die gefürchtete arktische Nordwest-Passage im Kajak mit bloßer Muskelkraft. Mehr als 40 Filme produzierte er über diese Reisen und zeigte sie in ganz Deutschland. Damit war er eine große Nummer, auch außerhalb der Kajakwelt. Teilweise saßen 2500 Zuschauer in den Sälen.